

flürzte doch. Wenn er vom Fall bewußtlos wurde wie ich, liegt er im Wasser und muß ertrinken. — Kommt, wir wollen!"

Lenchen hing sich an ihn und hielt ihn fest. „Was denn," rief sie wie außer sich, „doch nicht etwa suchen? Es wäre Wahnsinn bei der dunkelsten Nacht! Nein, nein, ich laß dich nicht fort. Du kannst dich kaum selber auf den Füßen halten." Er löste ihre Hände von seinem Hals und sagte

schwer: „Willst Du den Ulrich umkommen lassen?" „Ich kann ihm nicht helfen." „Doch wenigstens den Versuch machen. Geh, schäme dich, die Nacht so weit zu treiben."

Sie ließ ihn los und stellte ihn wieder an den Baum. „Wir bringen uns in Gefahr, ohne ihm eine Spur zu nützen. Weißt Du überhaupt wo Du bist? Der Bach muß weiter drüben sein und die Dämmerung muß erst zeigen, wo wir sind. Es wäre wider alle Vernunft, sich von der Stelle zu rühren. Wie willst Du da einen Menschen suchen? Es ist Wahnsinn."

Der Lehrer blieb unerschrocken stehen. Daß es geratener war, die Dämmerung abzuwarten, sagte er sich selbst. Doch dann konnte es auch schon zu spät sein, Hilfe zu bringen. Ein paar Schritte tastete er sich vorwärts, mußte aber völlig ratlos inne halten, als er in die Steine geriet, zwischen denen das Wasser brausend dahin floß und er nicht aus noch ein wußte. So kehrte er, von Lenchens Stimme geleitet, zu ihr zurück, die sich in das Moos gelauert, weil sie die zitternden, müden Füße nicht mehr tragen.

Er stellte sich neben sie und suchte mit den Augen die Finsternis zu durchdringen. Vergebliche Mühe! Raum die nächsten Stämme ließen sich unterscheiden. Ihm schmerzte der Kopf und die Brust vom Fall, ein Schauer durchlief seine Glieder. So hockte er neben Lenchen nieder, die still vor sich hinweinte. Eng aneinander geschmiegt, sich gegenseitig stützend und wärmend, verharreten sie schweigend die Nacht, die sich grenzenlos dehnte.

Der Sturm hatte etwas nachgelassen. Es pfliff und heulte nicht mehr über ihren Köpfen, doch strömte der Regen mit gleicher Heftigkeit nieder und dumpf brausend stürzten die Wasser zu Thal. — Da schlich sich langsam endlich die erste Dämmerung des Tages in den Wald. Fröhlich, mit steifen Gliedern erhob sich der Lehrer und Lenchen. Wortlos blickten sie in den heller werdenden Wald und dann einander in die Augen. — Der heranziehende Morgen entrollte ihnen ein Bild der furchtbarsten Zerstörung.

Der Wald war vollständig verändert. — Wo dieser sich zwischen dem Bach und dem Weg gedehnt, da war jetzt ein Wirrsal von Stämmen, Wurzeln und Steinen, zwischen denen das Wasser hoch aufspritzte. Der Bach hatte sein Bett um das Doppelte erweitert. Rahl grinst die Höhe drüben in die Dämmerung hinein, entblößt ihrer Tannen und Moose, die den Fels bedeckt. — Am Bach entlang hinauf und hinunter dieselbe Verwüstung. — Wie durch ein Wunder waren die beiden Menschen mitten in der Verwüstung erhalten geblieben.

Sie rafften sich auf. „Was ist aus Ulrich geworden?" drängte es sich auf Weibers Lippen.

Sie spähten umher, so weit das Auge reichen konnte. Von Stein zu Stein springend, wagten sie es selbst, dem wilden Lauf des Wassers zu folgen. Doch von Ulrich war keine Spur zu entdecken. Sie gaben endlich das Suchen auf. Er mußte sich doch davon gemacht haben.

Lenchen langte endlich halbtot vor Erschöpfung und zitternd vor Frost in den nassen Kleidern nach mühseliger Wanderung durch den zerstörten Wald bei den Eltern an. Stockend und abgerissen beantwortete sie die ängstlichen Fragen der Mutter und sprach von dem Lehrer; dann schlich sie in ihre Kammer und sank auf ihr Lager nieder zu einem traumlosen, todesähnlichen Schlummer.

Der Lehrer hatte sie begleitet, bis er die Hütte unverfehrt vor sich sah auf der Wiese, und kehrte dann um, zum Dorfe hinunter. Wie aufwärts der Bach alles zerstört und verwüstet in seiner Umgebung so hatte er abwärts mit noch größerer Gewalt gehaust. Am ärgsten war die kleine Thalmulde betroffen von dem Unwetter. Der Bach hatte das gemauerte Ufer durchbrochen, die Wege ausgewühlt und das Rad zertrümmert. Ein wilder Haufen von Steinen lag in dem kleinen Kanal, der um die Mühle herumfließt, und wo sonst die Hölzerbüsche das Wohnhaus vom Bach getrennt, schossen jetzt gelbe, quirlende Fluten dahin.

Meister Ebert und die Arbeiter waren die ganze Nacht auf den Beinen gewesen und hatten gegen Morgen einen notdürftigen Damm hergestellt von Sand Steinen und Strauchwerk, um Haus und Mühle zu schützen. Niemand achtete des Lehrers, den der Weg an der Mühle vorbeiführte. Erst als der Meister sich und seinen Leuten eine kurze Rast gönnte, fragte er: „War das nicht Ulrich, der vorher vorbeikam?"

„Nein," war die Antwort, „es war der Lehrer."

„So? Was hat denn der in der Nacht im Walde zu suchen gehabt?" meinte der Meister Ebert, der reiche Mühlenbesitzer erkannt und ging in das Haus. Die Haushälterin kam ihm entgegen.

„Ist Ulrich da?" fragte er diese.

„Nein, Herr Ebert!" war die Antwort und dieselbe war ihm in der Nacht wiederholt geworden.

Der Tag rückte vorwärts. Ulrich war immer noch nicht da.

Als die Sonne unterging, begab er sich in sein Kontor, wo er sich auf das Sofa setzte und den Kopf in die Hand stützte. Seine Angst um Ulrich ließ sich nicht mehr verleugnen, was er im Laufe des Tages immer wieder versuchte.

„Heda, was geht's!" rief er laut und barsch, als im Maschinenraum, der heute leer und still lag, murrende Stimmen laut wurden.

Es folgte keine Antwort, und Herr Ebert sprang heftig auf. Ihm schwellte die Stirnader vor Erregung und Aerger und er riß die Thüre auf.

In der Mitte des dunklen Raumes standen einige seiner Leute zusammen, von denen einer eine Laterne in der Hand hielt, die einen schmalen Lichtstreif über den Steinboden warf. — Mit schnelltem Blick überflog Herr Ebert die Stelle und erkannte zwischen den Leuten am Boden liegend einen Körper.

Vor des Mühlenbesitzers Augen legte es sich wie ein Nebel, er mußte sich an dem Thürpfosten halten. Dann beugte er sich weit vor, die Augen traten ihm aus den Höhlen und wie ein Trümpfer schwankte er einige Schritte auf die Gruppe zu. — Blöcklich entfuhr ein heiseres, leises Röcheln seinen blauen Lippen, er taumelte und flürzte dumpf neben dem zerschmetterten Leichnam seines Sohnes nieder.

Als man den Mühlenbesitzer aufhob, war er bewußtlos, und ehe noch die Sonne wieder über der Thalmulde stand, war er tot. Ein Schlagfluß hatte ihn zu Boden geworfen und Vater und Sohn grub man in ein großes Grab auf dem Friedhofe des Dorfes.

Die Mutter Lenchens war als einzige Schwester des reichen Mühlenbesitzers Erbinn; die Hinterlassenschaft des Meisters machte sie mit einem Schläge zur wohlhabenden Frau. Für die Mühle fand sie bald Käufer und im Besitz des Nachlasses verließ sie mit Mann und Kind die Gegend. Nach einem Vierteljahr war auch der Lehrer fort.

Seit er die arme Tagelöhnerin, die Lenchen hieß, öffentlich seine Braut genannt, war es mit seinem Ansehen vorbei. — Freilich ihm war es glücklich. — Der Ulrich zerschmetterte sich den Kopf die Nacht darauf, dessen Vater rührte der Schlag und Lenchen Ebert war über Nacht vom ärmsten zum reichsten Mädchen der Gegend geworden. Er tauchten Gerüchte im Dorfe auf, daß Ulrich Ebert und der Lehrer sich während des Wolfenbruchs zusammen im Wald befunden hätten und man nicht wissen könnte, was da vor sich gegangen sei. Doch blieben die Gerüchte so haltlos und unwahrscheinlich, daß sie allmählich verschwanden. Aber für Jahre hinaus blieb die Schreckensnacht mit ihrem Ereignis die Unterhaltung der Bauernstuben, besonders als man hörte, daß der Lehrer das reiche Lenchen geheiratet und glücklich mit ihr lebe.

Der kleine Bach fließt wieder hüpfend und springend zu Thal in seinem alten Bette. Nur einzelne Baumstumpfe zeugen noch, wie Verderben bringen seine entfesselten Gewalt den Walde werden können, obgleich er gleich so harmlos im Sonnenschein zu Thal eilt.

In der Thalmulde klappert wieder das Rad der Holzmühle sein ratloses Lied und freundliche Anlagen umgeben das Wohnhaus des neuen Besitzers am Bach entlang, wo die Fluten den zerschmetterten Körper Ulrich Eberts angeschleudert.

### Margarethe.

Original-Roman von M. Wildern. Nachdruck verboten.

#### Erste Abteilung.

##### „Auf der Heimreise."

Es war an einem noch ungewöhnlich heißen Augustnachmittag, als auf dem Perron des Bahnhofes von D. ein junges, zierlich gekleidetes Mädchen das sichtlich den besseren Ständen angehörte, in ängstlicher Angst und Ratlosigkeit auf und niederging.

Von der russischen Grenze gekommen, mußte es sich hier, um nach dem Posenischen zu gelangen, wo es in einer größeren Stadt dahelmal war, ein neues Billet lösen, hatte sich bei dieser Gelegenheit aber, wenn auch nur um eine Minute, verspätet; der Zug dem sie sich anvertrauen wollte, bräufte schon nach alzu kurzem Aufenthalt auf der Station in das Thal hinunter und dem armen Kinde, das zum ersten Male im Leben allein reiste, war für heute jede Möglichkeit genommen, seine Reise fortzusetzen — der nächste Zug wurde erst am kommenden Morgen erwartet.

Der Bahnhof des Städtchens D. — das heute noch ein unbedeutender Ort ist — damals, vor nahezu 15 Jahren, aber der rechte echte Krähwinkel war, trotzdem er schon ein Gymnasium besaß, liegt den wenigen schmalen Straßen mit seinen zum größten Teil einsiedlichen Gebäuden um eine gute Viertelmeile entfernt, außerdem war der Ort unserer neuen Bekannten, einer bildhübschen kleinen Dame mit glänzend schwarzem leichtgewesttem Haar, tief blauen Augen und einem Leint, der der hellsten Blondine zum Stolz gereicht hätte, auch gänzlich fremd.

„Mein Gott, was thue ich!" Sie war stehen geblieben und die zierlich belebenden Hände auf das angstvoll schlagende Herz gedrückt, blickte sie wie hilflos um sich. Aber die wenigen Personen, die sich augenblicklich noch auf dem Perron des kleinen Bahnhof befanden, zwei Beamte, die sich mit den

von dem Zuge zurückgelassenen Gepäckgegenständen beschäftigten, sahen so wenig vertrauenswürdig, so außerordentlich mürrisch aus, daß unsere kleine — Fräulein Grethe Stenjon — gar nicht den Mut hatte, sich an sie mit der Frage zu wenden, wo sie auf der Station wohl für die Nacht ein Unterkommen finden könne. Und so durchsuchte es immer banglicher das junge Herz, bis die hellen Thränen in des Mädchens Augen traten und gleich darauf langsam große Tropfen über die jugendfrischen Wangen rollten.

Minuten vergingen, sie hatte sich satt geweint und beschloß nun, in das Stationsgebäude zu gehen — hier ein außerordentlich primitives Häuschen, dem die Restauration fehlte, welches dagegen aber die Bureaus der Beamten einhielt. Vielleicht wenn sie den Herrn Vorsteher recht dringend darum bat, ließ er sie die Nacht im Empfangszimmer zubringen; wo sollte sie denn auch sonst bleiben, da sie aus dem Gespräch von Mitreisenden bereits wußte, D. besaß kein Hotel, in dem eine alleinstehende junge Dame unbeanstandet Logis nehmen konnte.

In dem kleinen Raum des Wartesalons mit seinen einfachen Holzbänken und massiven Tischen befand sich momentan nur eine einzige Person — ein Herr, der in einer Fensterische sah und sich Notizen in sein Taschenbuch machte — er war entschieden auch im Begriff, zu verreisen, oder kam von einer Reise, denn ein Lederkoffer stand vor ihm und an einem schmalen Riemen, den er um die Schulter gelegt, hing eine kleine Reisetasche.

Grethe Stenjon blickte aufmerksam zu dem hinüber — sie hätte sich selbst nicht Rechenschaft darüber zu geben vermögen, was ihren Blick so lange an dem dunklen, beinahe finstern Gesicht fesselte, aber sie konnte das Auge nicht losreißen von diesen schärf ausgeprägten Zügen mit ihrem entschlossenen Ausdruck. Fühlte der Fremde den Blick der unschuldigen blauen Mädchenaugen? Wahrscheinlich! Sein Unbehagen hob sich und für einen Moment — aber auch nur für einen Moment — begegneten sich die Blicke dieser beiden Menschen, die der Zufall hier in dem kleinen einsamen Raum zusammengeführt. Es war ein großes, tiefdunkles mächtiges Auge, in das Grethe Stenjon geschaut, — und dies Auge paßte vollkommen zu der ganzen Erscheinung des Mannes, es blickte finstern, beinahe feindlich und sah auch nicht freundlicher, da es die liebliche Erscheinung des jungen Mädchens traf, die sich jetzt erröthend und schen in das entfernteste Winkelchen des Zimmers zurückzog oder zurückziehen wollte — die Thür öffnete sich nämlich gerade in diesem Moment und der Stationsvorsteher trat ein. Grethe überwand mutig alle mädchenhafte Schüchternheit und eilte ihm entgegen. Mit der Bereitwilligkeit, die nur die Angst zu verleihen vermag, schloß sie ihm ihre Lage, bat ihn, ihr irgendwo ein Plätzchen anzuweisen, wo sie die Nacht zubringen könnte.

Der Herr Stationsvorsteher gedachte noch zu jenem Beamten der königlichen Eisenbahnen, die sich aus dem sogenannten Cioiverversorgungsberechtigten rekrutiert hatten — d. h. er hatte seine zwölf Jahre in der Armee gebient, war lange Zeit Unteroffizier gewesen, als Feldwebel entlassen worden und dann zum Eisenbahndienst übergetreten; er besaß somit nicht die Manieren, welche in Salons kultiviert werden, zeigte sich auch sonst nicht als Mann von gesellschaftlicher Bildung: unfreundlich zum mindesten war die Antwort, die er dem geängstigten jungen Mädchen gab — freilich, er handelte genau nur nach seinen Instruktionen, als er Grethe Stenjon mit ihrem Suchen abwieh, aber er hätte diese Antwort wenigstens in eine weniger empfindliche Form kleiden können. Wieder die Augen voll Thränen hatte sich das junge Mädchen nun an einen Tisch zurückgezogen, hier saß sie jetzt, das Gesicht traurig zu Boden gesenkt und dachte über ihre peinliche Lage nach — sie bot dabei ein so unbeschreiblich rührendes Bild, daß es selbst das Herz des alten Militärs zu erweichen begann. — Der gestrenge Herr Stationsvorsteher fühlte wirklich ein menschliches Mitleiden und nach kurzem Zögern näherte er sich ihr.

„Es thut mir leid, Ihnen nicht auf andere Weise helfen zu können, Fräulein", sagte er, den Versuch machend, seiner Stimme einen freundlicheren Ton zu verleihen, „aber leider sind wir Beamten hier auf der Station zufällig alleamt unverheiratet — doch halt", setzte er dann schnell hinzu, „vielleicht kann ich Ihnen doch nützen." Damit eilte er rasch in die Fensterische, in welcher der dunkle Herr noch immer schreibend saß. „Gehorhamer Diener, Herr Doktor, rief er diesem zu, und als der Angeredete den Gruß erwidert, setzte er, sich ihm gegenüber niederlassend, hinzu: „Ich hörte schon von einem Unterbeamten, Sie haben sich verspätet! Fatal, Herr Doktor, aber es ist absolut nichts dagegen zu thun! — Nun, Sie wissen ja auch, wo Sie bis morgen zu bleiben haben, Frau Schwester nimmt sie gern auf. Ganz anders geht es dem jungen Dämchen da drüben, hat sich den Zug vor der Nase vorbeifahren lassen, ist fremd an Ort und weiß nun nicht, wo sie die Nacht zubringen soll, da ich ihr nicht gestatten darf hier zu bleiben. — Herr Doktor," fuhr der Beamte förmlich warm werdend fort, „die Frau Pastorin ist eine so gute brave Seele, gewiß, wenn sie an Ihrer Stelle hier säße, sie bestänne sich keinen Augenblick und böte der armen Kleinen für ein paar Stunden Logis — Raum genug hat sie ja in ihrem großen Hause, da ihre Pensionärinnen noch alleamt bei den Eltern sitzen. (Fortsetzung folgt.)